

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

209 (9.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Ein fremder Mensch

Emil Jannings, der in dem zur Zeit in den Kinospielen in Karlsruhe die Hauptrolle des Professors Rath in dem Film „Der blaue Engel“ spielt, plaudert nachstehend über die Eindrücke, die er empfing, als er sich jetzt zum ersten Male im Film spielen und drehen hörte.

Wirklich ein mir ganz fremder Mensch, der dort oben auf der Leinwand spricht, spielt und sein Schicksal verkörpert, das uns schon bald nach seiner Gestaltung genau so fremd anmutet als diese remote geistreiche Gestalt. Nun ist zu dem mimischen Ausdruck im Film noch hinzugekommen, was ich immer wieder vermisse: die wirkliche Erfüllung eines großen Schauspielerraumes — in dem die mächtige Gestaltungskraft der Sprache zu seiner Wirkungsteigerung benutzt. Der Schauspieler des Tonfilms ist nicht mehr jener nur mimische taubstumme Mensch, von dem man schon sagen, daß der Tonfilm schauspielerisch für mich eine Erfüllung geworden ist.

Das größte Erlebnis, das ich auch bei der Tonfilmwirkung gehabt habe, war jener erste Moment, in dem ich mich in einem der Neugabelberger Vorführungsräume sprechen sah und hörte. Ein Eindruck, vor dem mir immer geglaubt hat. Ich erinnerte mich noch, wie ich das erste Mal hörte. Da sah ich auch einen fremden Menschen, der mit dem Gesicht von Emil Jannings dort oben herumgeflackerte. Der Eindruck war damals so mächtig, daß ich noch einmal auf diesen ersten Film zurückgreifen möchte.

Geschrieben Frühjahr 1914. Ich war gerade von einer kleinen Tournee durch die Provinz zurückgekehrt, sah an einem Tag im Café des Westens und grübelte über lebenswichtige Probleme: „Wer bezahlt meinen Kaffee, wie bezahle ich meine Pension?“ Eine melancholische Beschäftigung! Diese Melancholie wurde nicht vertrieben, als sich Robert Wiene und der damals noch jugendliche Kameau an meinen Tisch setzten. — „Wollen Sie mal in einem Film mitspielen?“ Ich hätte eine nette kleine Rolle für Sie,“ unterbrach mich Robert Wiene nach vierstündigem Schwatzen. Ich sagte nur „nein“ und überlegte wie ich dieser wenig verlockenden Aussicht entgehen könnte. Filmen war damals noch für einen Schauspieler eine unerhörte Angelegenheit.

Nach einem Juchzen sagte ich ja, hat Robert Wiene, mir auf mein erstes Taschengeld von 40 M. einen Vorstoß zur Beschaffung des Kaffees zu geben und verabschiedet. Ich bin sicher, wenn ich an diesem Nachmittag ein Theater-Engagement gefunden hätte, ich wäre am nächsten Morgen nicht filmen gegangen.

So aber fand ich an einem frühen Freitag um 8 Uhr in dem Meister-Atelier in der Blücherstraße. Erna Morena war meine Partnerin. Der Film hieß „Arme Eva“. Das erste was ich spielte, sozusagen als Probeaufnahme, war eine Liebeszene mit Erna Morena. Ich, als erfahrener Theater-Schauspieler, sprach und wollte eine herrlich erregende Liebeszene hineinlegen. Meine glühende Liebeserklärung erwiderte Erna Morena mit allzu stillen Blicken, bewegte die Lippen — doch kein Ton war zu hören. Ich sprang auf und sagte, so könne ich nicht spielen, die Morena antwortete ja nicht.

Lange war ich noch befangen und trotz der ausdrücklichen Versicherung Wiene's, daß das ja auch nicht nötig sei, war ich irgendwie gehemmt. Es war, als ob mein schauspielerisches Ehrgefühl gegen diese Stummheit rebelliere. Kurz und gut, wir drehten, ich glaube, den größten Teil des Films an diesem Tage. Am nächsten Tage sollte die Vorführung sein. Wieder stand ich um 8 Uhr im Atelier und spielte erst einige kleine Szenen. Um elf Uhr kam die Vorführung. Mit voller Wut rief man mich in den Vorführungsraum. Es war dunkel, man sah ein Zimmer, plötzlich öffnete sich die Tür, da kam ein Mensch, der sich nicht bewegen konnte der Grimassen schmitt, links begrüßte er eine Frau. Angstschweiß stand mir auf der Stirne: Das sollst du sein, das läuft als Emil Jannings durch Deutschland? Grauenvolle Augenblicke, mitten in der Szene sprang ich verzweifelt auf, riss meine Bekleidung herunter, stürzte aus dem Vorführungsraum, aus dem Theater auf die Straße und sprang auf die nächste Elektrische, bespritzte mich mit kaltem Wasser. Der Siffen der Eisenbahn mit fliegenden Hochspannung — er spielte im Nebenberuf einen Ober — hinter mir der Am-Belle-Alliance-Platz hat er mich gefaßt, holte mich fort mit Gewalt unter den schrecklichsten Drohungen: Konventionstraßen, Kontraktbruch, von der Straßendahn herunter und befristete mich. Was ich eigentlich wollte, allen hätte ich ausgesprochen, so gar die Kunden von Berlin — hätten unterem Direktor zu dem neuen Liebhaber Jannings gratuliert. Ich mußte mich geschlagen beugen. Denn mein Regisseur sah, daß ich auf sei, und ich mußte mich dieser Ansicht unterwerfen.

Trotzdem blieb dieser stumme Mensch dort oben noch lange für mich ein schreckliches Erlebnis. Es dauerte Jahre, bevor ich mich ohne Herablassen in einem Film leben konnte.

Diese Szene erinnert mich an jenen ersten Augenblick meines Tonfilmdebüts vor mir selbst. Sternberg und ich haben in einem der feinen warmen Vorführungsräume in Neugabelberg. Das Licht ging aus. Der Tonfilm lief an. Ein Bild in Großaufnahme leuchtet auf der Leinwand auf und — begann zu sprechen, eine fremde, mir irgendwie unendlich bedrückende Sprache, es geisterte ein verzerrter Jannings durch den Raum. Wieder hatte ich ein Gefühl absoluter Distanz vom eigenen Ich — ein fremder Mensch sprach dort oben, ganz fern, beängstigend fremd. Ich genoss es wie ein Schauspiel. Ich hatte das fürchterliche Gefühl, allein mit leblosen Wachsfiguren eingeschlossen zu sein. Da ertönte die Stimme Sternberg's: „Wirklich ausgezeichnet, Emil!“

Ich tritt mit meinem Bild dort oben. Ich murmelt: „Nein, nein, unmöglich, das bin nicht ich!“ Sternberg, der sich unsere Unterhaltung mit angehört hatte, sah mich an und fragte: „Sag mal, Emil, kennst du dich überhaupt, weißt du dich überhaupt in dieser Natürlichkeit sprechen gehört, weißt du denn überhaupt, wie du aussiehst?“ Natürlich, niemand kennt sich selbst. Im Moment wenn man sprechen oder nur schauend vor den Schein tritt, schafft unsere Einbildung, unser Charakter ein ganz anderes Bild von uns, als wir in Wirklichkeit sind. So geben auch jene ersten Ton-aufnahmen mir Einblick in einen Emil Jannings, der mir völlig unbekannt und neu war. In dieser kleinen Probeaufnahme konnte ich studieren, wie er ausah. Ich weiß nicht, ob ich noch eine weitere Steigerung dieses entsetzlichen Eindrucks erleben werde. Es sei denn, man gibt im Film in absehbarer Zeit zu der Musik und Optik noch die Plastik.

Heute schon, nachdem ich im „Blauen Engel“ (Ufa-Tonfilm der Erich Pommer-Produktion) als Professor Immanuel Rath gesehen

habe, bin ich mir natürlich nicht mehr fremder als meine Gestalt im Tonfilm und ich als Privatmann, wie ich überhaupt den Tonfilm für die große Zukunft der Sprechschauspieler halte. Ich bin sicher, daß er in einigen Jahren vielen der kleinen Schirmreißer das Genick gebrochen haben wird, trotzdem Tonfilm, bei dem das Bismulle immer primär sein muß, niemals photographiertes Theater werden darf. Aber warum soll man sich auch in der kleinste Stadt Stücke in schlechter Besetzung vorspielen lassen, wenn man die besten Schauspieler und Sänger der Welt meistens für billigeres Geld leben und hören kann. Es ist schade darum. Wie ich vielen meiner Kollegen weiß, ist die „Schmierz“, wo man in einer Stadt drei, vier große Partien gleichzeitig spielen muß, der beste Lehrmeister für jeden angehenden Schauspieler. Aber die Publikumsanstriche an den Schauspieler werden durch den Tonfilm auch in dem kleinsten Ort ungeahnt gesteigert.

## Allerlei

28 Millionen Bände in deutschen Bibliotheken. Nach einer Statistik steht Deutschland mit einem Bibliothekenschatz von 28 Millionen Bänden, die die öffentlichen deutschen Bibliotheken aufweisen, an der Spitze der „Bücherinhaber“ Europas. Rund 24 Millionen Bände entfallen auf Berlin, München, Leipzig, Dresden, Stuttgart, Hamburg, Frankfurt a. M. und Breslau. Die verbleiben auf die einzelnen Städte wie folgt: Berlin 9 300 000, München 4 200 000, Leipzig 3 120 000, Dresden 1 890 000, Stuttgart 1 400 000, Hamburg 1 370 000, Frankfurt a. M. 1 280 000, Breslau 1 230 000.

## Katholikentag und Tanz

### Modernistische Debatten im Katholizismus

Aus Münster i. W. wird uns berichtet: Zwar wurde der diesjährige Katholikentag schon zwei Monate vor der Reichstagsauflösung einberufen, aber dennoch steht er augenblicklich im Zeichen der neuen Wahl. In den geheimen Kabinettsräten, die diese Tagungen nach alter Ueberlieferung umrahmen, wie in den öffentlichen Rundgebungen treten die Hinweise auf die „bevorstehende Entscheidung“ demotivierend hervor. Dabei liegt das Generalthema des diesjährigen Katholikentages: „Die christliche Erziehung der Jugend“ auf der rein kulturpolitischen Ebene, die durch diesen Reichstagswahlkampf an sich garnicht berührt wird.

Gleich zu Beginn erfolgte eine bemerkenswerte Auseinandersetzung mit der sozialistischen Kinderfreundebewegung.

In Freiburg hatte man im vorigen Jahre die demagogischen Reden aufgegeben, die in der Nachplapperung aller der bekannten Verleumdungen gipfelten. Diesmal beliebt man eine gründlichere und objektivere Behandlung. Der Jesuitenpater Schröter, der von der Zentrale der katholischen Schulorganisation forderte eine tiefere Begründung des katholischen Bildungszieles, gemäß modernen Auffassungen über die Jugendvererbung, während Dr. Deflerius Breitenstein (Faberhorn) seine kritische Würdigung in diesen Sähen zusammenfaßte: Sicherlich seien die Kinderfreunde arbeitslos, aber sie betonten sehr stark die sittlichen Werte des Dienstes an der Gemeinschaft, der Hilfsbereitschaft, der Ueberwindung des Egoismus. In der sozialistischen Erziehungsbewegung sei die Ueberwindung des „hinfenden Katholizismus“, des „Katholizismus“ zu einer mehr ethischen Auffassung festzustellen. Man dürfe das Gemeinwohl nicht als Grundhaltung bringen, sondern die in der Kirche bestimmter sozialreformatorischer Richtungen im Katholizismus, der freilich — wie konnte dieser katholische Jugendführer anders reden — über viel wirksamere, als die sacramentalen Kräfte der Kirche gestützte Erziehungsmittel verfüge.

Über noch charakteristischer für gewisse seitbedinante Wandlungen im Katholizismus war der zweite Tag. Er stand unter dem Kennwort

### „Tanz und Religion“.

Der Jesuitenpater Schröter brachte das gesprochene lauschende Forum eine Apologie des modernen Gesellschaftstanzes. Ja, er bil-

dierte ihm, wenn er das angemessene Form findet, einen erzieherischen Wert zu. Denn es gäbe einen modernen Kunsttanz, „der dem Ausdruck eines religiösen Gefühls im katholischen Sinne nicht unähnlich“ sei. Diese Rede bekannte sich zur „katholischen Bewegtheit des menschlichen Körpers“, der in der Natur mit eingeboren sei. Dem ganzen Substanz dieser Festreden aber dem Modernismus in einer Weise, die mit den bekannten Erklärungen von kirchlicher Seite über den modernen Tanz als Antreiber unchristlicher Kräfte nicht in Einklang zu bringen war.

Selbstverständliche waren es Mader „in Jüdis“, die gegen Schröter auftraten. Der bekannte deutsche Nationalist Freiherr von Lünin, der Vorsitzende der rheinischen Landwirtschaftskammer, und Graf Westphal-Münster erklärten im Tanz Merkmale eines weltlich-religiösen, nicht-ethischen Kults, den zu bekämpfen Aufgabe des Katholizismus sei. Ein anderer katholischer Aristokrat, Graf Montecelos, forderte aber, daß der Katholizismus im Zeichen der „Vergeistlichung des Sittlichen“, das von der Natur geschaffen sei, den Tanz beizubehalten. Freilich gäbe es nur „Katholiken, die tanzen“, nicht etwa einen besonderen katholischen Tanz. Schließlich einigte man sich nach längerer Debatte, daß von Fall zu Fall entschieden werden müsse, was zu befehlen, was abzulehnen sei. Ein katholischer Geistlicher warnte sich in dieser Ausdrucksweise auch gegen die in manchen katholischen Kreisen so beliebte Ueberbetreibung sexueller Gelüste.

Jedenfalls ließ diese Aussprache erkennen, daß der Katholizismus mit der formelhaften Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Lebensbedingungen nicht mehr auskommt. Freiere Geister müssen aufs härteste mit den älteren autoritären Kräften ringen. Man verlangt auch noch stärkere Beeinflussung des Rundfunks und des Films und bekannte sich zur modernen Musik.

Allerdings ist es das Präsidium des Katholikentages durchaus das katholische Sittlichkeitsideal mit seinen mittelalterlich-feudalen Wertungen der einzelnen „Stände“ wieder. Ein Graf von Neipperg wurde als Repräsentant des nach feudaler Auffassung zur herrschenden Führung berufenen Adelstandes an die Spitze gesetzt. Hinter ihm aber kommt als Vizepräsident der preußische Landtagsabgeordnete Vetterhaus, einer der Führer der katholischen Arbeitervereine und ein Kämpfer wider den Sozialismus, den er im Wort und Schrift teils als Uebelwollen, teils als Unverständnis aufs gründlichste verurteilt.

## Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Rod  
Copyright 1930 bei Ernst Oldenburg, Leipzig.

13 (Nachdruck verboten)

Die Frage war überflüssig, denn im Gesicht des Politisten konnte er sehen, daß der etwas Aukerawohlthätige zu melden hatte.

„Herr Kommissar — heute früh hat eine Patrouille eine Leiche gefunden.“  
„Wo?“  
„Auf dem Friedhof von St. Pierre.“  
„Fabre fuhr in die Höhe wie von einer Lanzette gestochen.“  
„Verschürt — in — Sackelwand?“  
„Nein, er.“  
Der Sergeant schüttelt den Kopf. „Nur so.“  
„Was heißt nur so?“  
„Schrie Fabre zornig.“  
„Unverschämtheit.“

„Mit Kopf — ohne Kopf?“ — So reden Sie doch, Mensch! Was man alles aus Ihnen herausquetschen wie aus einer verdorrten Zitrone?“

„Mit Kopf!“, beeilte sich der Politist zu versichern.  
„Gott sei Dank!“  
Doch schon vervollständigte der Sergeant seine Diabolo: „Einen tüchtigen Schnitt am Hals hat er aber!“

Dem Kommissar schwindelte. Der Eisenwächter, der Kleiderhändler, der Schneider — die gesamte schäbige Einrichtung seines Bistros tanzte ihm vor den flimmernden Augen. Er vergaß sogar, vor dem stramm daherschreitenden Politisten seine obligate Ueberlegenheit zu markieren. Die Geschichte wuchs ihm über den Kopf.

Wenn es ihm jetzt wieder nicht gelang, den Schurken zu fassen, der seine Dofen in St. Pierre abließ, so kostete das ihn — ihn, den hoffnungslosen Kriminalkommissar den Kraken!

Und das wäre doch wirklich schade! Er tat sich selbst unendlich leid!

Jetzt half aber alles Trübsalblasen nichts. Jetzt galt es zu handeln. Es galt wenigstens, zu versuchen, zu handeln.

Roger Fabre fehte seinen Ueberzieher vom Kleiderhändler, daß der Aufhänger entzweiging — er stülpte den Hut auf, wollte davonstürmen.

In der Tür prallte er mit Inspektor Dupres zusammen; solcher Zusammenstoß war bedenklich, denn Dupres' Leibeshülle sprengte die Knochen der Lärhähnen.

„Was gibt es?“  
„Es ist da so irgend ein Professor verloren gegangen!“, referierte der Inspektor behäbig.  
„Versuchen Sie's mit einem Inserat!“, brüllte Fabre erbozt.  
„Ich habe Wichtigeres zu tun!“ Er zwangte sich mit Mühe an dem Inspektor vorbei. „Lassen Sie mich mit solchem Zeug in Frieden! Eine bagatel! Suchen Sie Ihren Professor allein!“  
Und fort war er.

Bedrücklich wühlte sich Dupres die letzten Reste der belakaten Postkarte aus dem Mundwinkel.

In St. Pierre erlebte der Kommissar seit Wochen die erste Genugtuung. Wenn auch das Gesicht des Toten zu einer fürchterlichen Frage verzogen war, konnte er ihn doch auf den ersten Blick agnoszieren. Ein guter alter Bekannter, dessen Photographie einen Ehrenplatz im Familienalbum der Polizei einnahm: Louis Guard, Passabekleiderer und Geldschrankknacker.

Ein Jermum war ausgeschlossen, alle Herren der Mordekommission bestätigten das — unnötig erst die Nachprüfung der Identität mit Hilfe der Merkarten, des registrierten Signalements.

Der Tote war grauenvoll zugerichtet und es gedrehten starke Nerven dazu, gleichmütig, kritisch in sein entsetztes Antlitz zu schauen.

Die brandroten Haare, verkrüppelt von anderem Rot, vom Rot des Blutes. Die Bodenmarken boaten in der wässrigen Leichenblässe wie blaue Grübchen — der Mund schien im Schrei höchsten Entsetzens kreitgeschlagen — die Augen stielten, weitaußersehen, starr ins Leere.

Im Hals des toten Einbrechers klappte eine Schnittwunde; sie zeigte den deutlichen Ansatz auf einem weissen Verlaufe, der Fabre auf — zu gut in Erinnerung stand.

Der Schnitt war aber nicht tief genug, als daß er sofort letal gewirkt hätte. Der Tod war vielmehr offenbar durch einen geraden Hieb erfolgt, der — von hinten geführt — die Hirnhäute zerschmetterte hatte.

Der Mörder mußte diesmal besonders bestialisch gemüht haben. Im Gegenfall zu den beiden ersten Toten von St. Pierre wies die Leiche Guards neben dem fatalen Schnitt und der tödlichen Schädelbedeckung noch zahlreiche Wunden im Gesicht, auf den Armen und dem entblöten Oberkörper auf; Wunden, die — nach Aussage des Arztes — mit Glascherben belegebracht sein mochten.

Roger Fabre hatte heute Glück. Nicht nur, daß er diesmal das Opfer des Unholts identifiziert hatte, der die wackeren Marzellen

und ihn seit langem in Schreden versetzte, er fand suaverter — der Atem stockte ihm vor Freude — noch etwas ganz unerwartet Wertvolles: Eine richtige — bisher vergeblich gesuchte — verlässliche Spur des Mörders!

Auf der nackten Brust Louis Guards — unterhalb des Schlüsselbeins — war mit gestochtem Blut ein Fingerabdruck geprägt. Klar und deutlich. Eine bagatelle — aber unbeschreiblich!

Ja — das war einmal ein Tatbestand!  
Eine reine Freude geradezu!

VIII.  
Der Theaterportier kam sich fabelhaft wichtig vor. Mit einem gewissen Recht; von seiner Aufgabe hing jedenfalls manches ab.

Ein berühmter Gelehrter war verschunden, war vor seinen Augen verschunden und die Korona der Professoren und Akademiker, ja die gesamte Öffentlichkeit hing loszulassen an seinem des Opernportiers Munde.

Vorwiegend war er ja gewaltig erschrocken, als der Politistenportier — die Stiegen dreier Stockwerke hatten sich ähndend erhoben — futzelmig und fluchend in sein beschwebendes Heim gestürzt war.

Ja ja, wenn er auch gelegentlich ganz geringfügige, harmlose Trias und lukrative Manipulationen mit Theaterbilletts vornahm — mit der Polizei handelt keiner gern an!

Wie ihn aber Dupres über den Zweck seines Besuchs unterrichtet hatte, schmol ihm die Brust.

Er stand da wie — wie Lobengrin oder Napoleon — er mußte es selbst im Augenblick nicht — und bedauerte nur lebhaft, daß seine Füße in Filspanntoffeln staken.

Das war zweifellos ein Regalefeler, der die Weibe des armen Momentes störte. Aber da konnte man nichts mehr machen, denn der Inspektor hatte bereits ein Protokollformular gefüllt und begann den Zeugen zu examinieren.

Der Portier gab begeistert seine Personalien an — nun kam es in die Zeituna! — er bezauberte sich an seinem eigenen Namen, dem historischen Datum seiner Geburt. Es dauerte ersehnterlang, bevor Dupres die entscheidenden Fragen stellen konnte, denn der Verdächtige stotterte aus Götterbarmen. Wie sollte er auch nicht stottern — wo er so aufgeregt war und — und an und für sich stotterte!

„A — ein — sehr — eleganter Herr! — Mimi —“  
„Was für eine Mimi?“  
„Mittelmäßig.“  
„Mimi —“  
„Donner und Doria — das weiß ich ja schon!“  
„Mimi — einem Bart!“

(Fortsetzung folgt.)